

rückzugewinnen. Für die Juden bedeuteten sie die Ausrottung ihrer Gemeinden im Rheinland, da die Kreuzfahrer auf dem Weg ins Heilige Land »ungeheure Metzeleien« an den Juden begingen. Erneute Verfolgung brachte dann die Pest von 1349, da die Christen die Juden der Brunnenvergiftung beschuldigten. Ehrlich: »Es war eine Art Holocaust mit den damaligen Mitteln.« Auch den Holocaust im Zweiten Weltkrieg haben Christen und Juden anders erfahren: Für die allermeisten Schweizer bedeutete der Nationalsozialismus eine Bedrohung ihrer Art und Eigenstaatlichkeit, für die schweizerischen Juden war es zudem eine Frage des Überlebens.

Geschwisterlichkeit

»Wir sollten davon wegkommen, vom anderen nur das Gerücht zu kennen, sondern sein Selbstverständnis verstehen lernen«, fordert Ehrlich. Doch damit das Verhältnis zwischen Christen und Juden tatsächlich geschwisterlich wird, bedarf es mehr als der intellektuellen Aufarbeitung von Vorurteilen und Unwissen. Ein Musterbeispiel, »das tief in die emotionale Sphäre hineinreicht«, ist der Besuch des Papstes in der römischen Synagoge in diesem Frühjahr (s. o. S. 3). Zu solchen Begegnungen wie auch zu gemeinsamem Gebet dürfe man freilich niemanden zwingen. Beispielhaft ist für Ehrlich seine Begegnung mit Kardinal Macharski am Deutschen Katholikentag in Aachen, die damit endete, dass er ihm sein jüdisches Gebetbuch schenkte. Macharski wollte nämlich gerne das Kaddisch-Gebet gemeinsam mit den Juden sprechen, die das in seiner Diözese gelegene Auschwitz besuchen. Er hatte festgestellt, dass dieses Gebet kein einziges Wort enthält, das er als katholischer Christ nicht nachvollziehen könnte. Heute liegt das Gebetbuch des jüdischen Publizisten und Wissenschaftlers auf dem Nachttisch des Kardinals. »Dies ist ein Zeichen von geschwisterlicher Zuneigung und einer Spiritualität«, so Ehrlich, »wie sie zwischen zwei Menschen wachsen muss, die man aber nicht verordnen kann.«

Die neuen Töne hören

Immer wieder wird von jüdischer Seite gewünscht, dass der Vatikan den Staat Israel anerkenne und die Kirche deutlicher ihre schuldhafte Verstrickung in Antisemitismus und Judenverfolgung zugebe. Ehrlich erachtet dies allerdings nicht als wichtig und hat wenig Verständnis für Juden, »die um die Gunst des Vatikans buhlen«. Der Vatikan täte zwar gut daran, den Staat Israel nun wirklich zur Kenntnis zu nehmen. Doch Israel existiere seit 1948 ohne die Anerkennung des Vatikans und brauche sie auch nicht, meint er selbstbewusst.

Ehrlich ist auch nicht so empfindsam wie etwa die holländischen Juden, die eine Begegnung mit dem Papst während seiner Pastoralreise von einer Erklärung abhängig gemacht hatten, in welcher der Heilige Stuhl seine Mitschuld an den Judenverfolgungen hätte gestehen sollen. Es genügt für ihn, wenn der Papst, wie zum Beispiel 1980 bei der Begegnung mit den deutschen Juden in Mainz, feststellt, dass eine falsche religiöse Sicht des jüdischen Volkes die Verkennung und Verfolgung im Laufe der Geschichte zum Teil mitverursacht habe. Diese »neuen Töne« sollten nicht überhört werden – weder von Juden, die sich in ihrem Vorurteil, die Kirche sei unbussfertig, eingeln, noch von Katholiken, die permanent verdrängen, was offiziell von ihrer Kirche verkündigt wird.

Wirkung auf Ökumene

Es gibt keine Konfession, mit welcher den Juden der Dialog leichter oder schwerer fallen würde, denn es geht nicht um ein konfessionelles, sondern menschliches Problem: Es gibt bei Katholiken wie Protestanten offene, vor-

urteilslose und lernwillige Menschen, unterstreicht Ehrlich. Auch die von den Kirchen der Reformation hochgehaltene Rechtfertigungslehre (allein durch den Glauben gerecht) stellt kein grösseres Hindernis dar, denn nur »protestantische Ignoranten« kennen jene Gebete nicht, in denen Juden bekennen, keine guten Taten vorweisen zu können und auf Gottes Gnade angewiesen zu sein.

Ehrlich weist jedoch auf einen strukturellen Unterschied hin. Aufgrund der hierarchischen Struktur der katholischen Kirche erlangten die Entschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils, welche die Basis für den Dialog mit den Juden legten, eine grössere Breitenwirkung. Der Dialog mit den protestantischen Kirchen ohne übergeordnete Autorität erfolgt hingegen punktueller, ja in einigen Kirchen spielt noch das Problem der Judenmission eine Rolle. Ehrlich macht schliesslich darauf aufmerksam, dass sich Katholiken und Protestanten einander nähern, wenn sie mit Juden reden. Der christlich-jüdische Dialog wirkt sich auf die innerchristliche Ökumene befruchtend aus.

»Familienkonflikt«

Am Schluss des Gesprächs zeigt Ehrlich nochmals die Bedeutung der Geschichte auf, die Licht auf die Gründe der Trennung wirft. Der Trennungsprozess zwischen Juden und Christen war deshalb so scharf, weil es sich um einen Familienkonflikt gehandelt hat und das Gemeinsame so stark empfunden wurde, dass es zur Bedrohung wurde. Dank der Archäologie wissen wir heute, warum sich etwa Bischof Melitto von Sardes in seiner Osterpredigt so scharf gegen die Juden gewandt hat. Im alten Sardes gab es eine grosse Judengemeinde mit einer riesigen Synagoge, die vor zehn Jahren ausgegraben worden ist – eine Kirche ist hingegen bis heute nicht gefunden worden. Die Spannungen zwischen Juden und Christen, die um die gleichen Menschen gerungen haben, verstärkten sich in den ersten Jahrhunderten besonders dort, wo sich christliche Gemeinden durch eine mächtige Judenheit bedroht fühlten.

Die Kirche hat allerdings diese Ausgrenzung der Juden zu einer Zeit durchgehalten, in der sie nicht mehr ums Überleben kämpfen musste und die Juden zu einer Minderheit geworden waren, kritisiert Ehrlich. Heute gilt es, diese Geschichte, die im Jahre 80 oder 90 n. Chr. auseinandergegangen ist, irgendwie wieder zusammenzubringen oder zumindest in ihrer Verschiedenartigkeit zu verstehen.

7 Bundesverdienstkreuz für Botschafter Meroz

Yohanan Meroz gab offen zu, lange gezögert zu haben, die Auszeichnung anzunehmen. Was ihn schliesslich doch dazu bewogen habe, das Grosse Bundesverdienstkreuz mit Schulterband entgegenzunehmen, sei die »Bewunderung und Verehrung, die er für Bundespräsident Richard von Weizsäcker« hege, sagte der ehemalige israelische Botschafter (1974–1981) in Bonn. Der Bundespräsident leiste einen »Beitrag dazu, dass so manche neue Wunde nicht zu einem neuen eiternden Geschwür ausgeartet ist... Auf nichts bin ich stolzer als auf Weizsäckers Freundschaft, die er meiner Frau und mir während meiner Dienstzeit in Bonn erwiesen hat.«

Meroz wurde das Verdienstkreuz vom deutschen Botschafter in Israel, Wilhelm Haas, verliehen. Der Vater von Haas, der ebenfalls Botschafter war, hatte wegen der jüdischen Abstammung seiner Ehefrau die Zeit des Zweiten Weltkrieges im Exil verbracht, ebenso wie Yohanan Me-

roz. Der gebürtige Berliner hatte vier Monate nach der Machtübernahme Hitlers Deutschland verlassen.

Beide hatten sich 1954 getroffen, berichtete der jetzige Botschafter Haas. Damals war sein Vater – der nach seiner Rückkehr in den Dienst des Auswärtigen Amtes zurückkehrte – deutscher Botschafter in Ankara, während Meroz dort zur selben Zeit als Geschäftsträger der israelischen Gesandtschaft gedient hatte.

In jener Zeit, so erinnerte sich Meroz in seiner Dankesrede, waren sowohl diplomatische als auch gesellschaftliche Kontakte mit Deutschen verboten. Dennoch hatte Botschafter Haas Meroz eines Tages in seine Residenz eingeladen. Und Meroz hatte von seinen Vorgesetzten in Jerusalem Sondererlaubnis bekommen, die Einladung anzunehmen.

Botschafter Haas verlas diese Begebenheit aus den Akten des israelischen Aussenministeriums, die vor kurzem zur Veröffentlichung freigegeben worden waren: »Meroz berichtete darin nach Jerusalem, dass mein Vater sehr glücklich über die Annahme der Einladung war. Die Tränen standen ihm in den Augen, und das war bei ihm sehr selten vorgekommen.«

In seiner Dankesansprache berichtete Meroz mit Rührung über diese Begegnung – sein erster Besuch in einem deutschen Heim, seitdem er Deutschland verlassen hatte. Diese Begegnung sei zu einer denkwürdigen Aussprache geworden.

Ephraim Lahav

Mit freundlicher Genehmigung seiner Redaktion entnommen dem Israelitischen Wochenblatt (86/24), Zürich, 13. 6. 1986, S. 19f. (Anm. d. Red. d. FrRu).

8 Johannes Paul II. empfängt Oberrabbiner Dr. Alexandre Safran im Vatikan

Am 31. Oktober 1985 wurde Oberrabbiner Dr. Alexandre Safran mit einer Delegation der Jüdischen Gemeinde von Genf in Privataudienz von Papst Johannes Paul II. im Vatikan empfangen.

Dem »Israelitischen Wochenblatt« (85/45), Zürich, 9. 11. 1985, entnehmen wir unter seiner Überschrift: »Worte an den Papst« mit freundlicher Genehmigung seiner Repetition die folgende Ansprache:

Die Weisen Israels lehren, dass in der Gegenwart eines weltlichen Herrschers ein Jude Gott anrufen und folgendes Gebet sagen soll: »Gelobet sei der Ewige, unser Gott, der seine Geschöpfe an seinem Ruhm teilhaben lässt.«

Mit Dank an den obersten Pontifex für seinen Empfang sage ich zusammen mit meinen Glaubensbrüdern dieses Gebet: Meine Gattin, Sara Safran, der Präsident der Jüdischen Gemeinde von Genf, Rechtsanwalt Alain Köstenbaum, der Präsident der religiösen und kulturellen Sektion dieser Gemeinde, Doktor Vladimir Halpérin.

Wir kommen aus der Schweiz, einem freien Land, wo der Religionsfriede herrscht. Ich bin durch die Freundschaft geehrt, die mir seine Exzellenz, Mgr. *Pierre Mamie*, von Lausanne, Genf und Freiburg gewährt. Ich freue mich ebenfalls, feststellen zu können, dass katholische Persönlichkeiten, vor allem *Nelly Weiss* aus Genf, für die jüdisch-christliche Annäherung wirken. In diesem Zusammenhang äussere ich meine Hochachtung vor Kardinal *Roger Etchegaray*.

Möge mir der Pontifex erlauben, hier an Mgr. *Andrea Cassulo* zu erinnern, dem päpstlichen Nuntius in Bukarest, als ich Grossrabbiner von Rumänien war. Diese schreckliche Epoche hat der Pontifex vor einigen Wochen

als »ohne Zweifel grösstes Verbrechen der Weltgeschichte« bezeichnet. Mgr. Cassulo hat sich sehr für das Schicksal der Mitglieder meiner Gemeinde interessiert. Er hat an den Anstrengungen, die es vierhunderttausend rumänischen Juden ermöglichten, den Schrecken lebendig zu entgehen, grossen Anteil gehabt¹.

Er hat jedesmal interveniert, wenn ich ihn dringend auf dieses Thema ansprach. Die Akten und Dokumente des Heiligen Stuhles für die Zeit des Zweiten Weltkriegs legen davon Zeugnis ab. Sie beweisen die enge Zusammenarbeit zwischen Mgr. Cassulo und mir. Es ist für mich daher eine Verpflichtung, bei dieser Gelegenheit Mgr. Cassulos zu gedenken. Er gehört zu den Männern, die Israels Weise als die Gerechten der Nation der Welt bezeichnen, die an einer zukünftigen Welt teilhaben.

Diese vierhunderttausend Juden aus Rumänien, die die Schoa überlebten, sind fast vollständig nach Israel ausgewandert. Dort haben sie ihre Freiheit und Würde wieder gefunden. Dort haben sie auch die Erde gefunden, die bei ihnen, mit Jerusalem als Zentrum, nicht nur einen wesentlichen Platz im religiösen Gedankengut, sondern auch bei den elementarsten Bedürfnissen einen ganz zentralen Raum einnimmt. Sie stellen sich damit in die Reihen aller von den Nazis Verfolgten oder jener, die noch heute in einigen Ländern verfolgt werden.

Ja, die Synagoge und ihre Treuen warten bis zum heutigen Tag auf eine klare Anerkennung ihrer Identität.

Wir wissen, dass die katholische Kirche in den letzten Jahrzehnten bedeutende Schritte in Richtung Anerkennung der jüdischen Würde, der jüdischen Person, der jüdischen Gemeinden und der jüdischen Religion gegangen ist.

Tatsächlich verlangen solche Dokumente wie die »Nostra aetate« des Jahres 1965, die »Hinweise und Richtlinien« vom 3. 1. 1975 und »die Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum« vom 14. 6. 1985 von den Christen ein korrektes Verhalten gegenüber Juden und dem Judentum, ein Verhalten, das den Juden während Jahrhunderten verweigert worden ist. Sicher, wir schätzen die positiven Elemente, die sich darin finden. Wir vermissen aber dennoch einige notwendige Elemente der generellen Anerkennung des Judentums und dessen Werte. Wir vermissen auch eine klare Deklaration gegen den Genozid am jüdischen Volk und gegen den Antisemitismus und dessen moderne Formen wie den Antizionismus. Ich muss sagen, dass die Deklarationen des Pontifex in den vergangenen Tagen zu diesem Thema, zum Holocaust und zum Antisemitismus, uns sehr entgegengekommen sind².

Wir vermissen mit grossem Schmerz, dass der Vatikan den Staat Israel nach den internationalen Gepflogenheiten nicht anerkennt. Die Wiederherstellung des Staates nach der Schola hat den Charakter einer göttlichen Vorhersehung, und sie hat durch eine Entscheidung der Vereinten Nationen eine legale Anerkennung gewonnen. Es ist der Staat Israel, der den Gläubigen aller Religionen den freien Zugang zu den religiösen Stätten, zu Jerusalem, der Hauptstadt, garantiert, was früher nicht der Fall war.

Wir wollen hoffen, dass der edle Papst Johannes Paul II., der die Welt mit offenen Augen betrachtet und der deshalb auf Völker und Menschen scheint, durch einen historischen Akt der Versöhnung zwischen Kirche und Israel in die Wege leitet.

¹ vgl. David Herzig: Die Rettung [der Juden Rumäniens Deportation und Vernichtung], Stuttgart 1967. Seewald Verlag, in: FrRu IX/1967, S. 157f.

² vgl. Kardinal Roger Etchegaray: Judentum und Christentum. Intervention vom 4. 10. s. FrRu XXXVI/XXXVII/1983/84, S. 3f.